

## Joachim Fest, Martin Walser und das »Ende der Schonzeit«

Soll ich über den Historikerstreit schreiben? Lohnt sich das noch? Es sind inzwischen dreizehn Jahre vergangen, einige der wichtigeren Diskussionsteilnehmer leben nicht mehr, im neuesten Brockhaus wird dem Streit zwar ein Stichwort gewidmet, doch zugleich festgestellt, er sei für die Forschung unergiebig gewesen. Sicher ist: Was einst zumindest die intellektuelle Welt Deutschlands aufgeregt hat, ist nun selber Geschichte geworden. Aber vergessen hat man ihn noch nicht, diesen unseligen Streit.

Mögen sie ihn erörtern – die Historiker, die Soziologen, die Politikwissenschaftler. Ich gehöre dieser Zunft nicht an, ich habe an der Kontroverse nicht teilgenommen, also brauche ich mich heute in dieser Sache nicht zu äußern, ja, jetzt, nach dreizehn Jahren, darf ich schweigen.

Doch ob es mir gefällt oder nicht, ich habe an diesem fatalen Historikerstreit gelitten. Ich habe mich geschämt, denn er ging von der »Frankfurter Allgemeinen« aus – und sie spielte in ihm keine rühmliche Rolle. Ich habe mich geschämt, denn er wurde von Joachim Fest inspiriert und zeitweise organisiert. Und beide sind aus meinem Leben nicht mehr wegzudenken: der deutsche Historikerstreit und Joachim Fest.

Im Herbst 1985 sollte in Frankfurt, in den Kammerspielen, ein Stück des Filmemachers und Dramatikers Rainer Werner Fassbinder uraufgeführt werden: »Der Müll, die Stadt und der Tod«. Diesem Stück wurde in der Öffentlichkeit wiederholt aggressiver Antisemitismus vorgeworfen. Die geplante Uraufführung konnte nicht stattfinden, denn Mitglieder der Jüdischen Gemeinde in Frankfurt hielten demonstrativ die Bühne besetzt. Ich saß im Zuschauerraum. Ich war erschrocken und bestürzt, ich war ratlos wie die meisten Anwesenden, vornehmlich Kritiker, Reporter, Journalisten.

Schließlich entschied ich mich, wie gering die Chancen auch waren, einzugreifen. Ich ging auf die Bühne und sprach mit dem Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde, Ignatz Bubis. Die Vertreter der Gemeinde hätten, indem sie die Bühne seit Stunden besetzt hielten, ihr Ziel erreicht. Die Aufführung sei verhindert und damit zugleich ein neues jüdisches Selbstbewußtsein bekundet worden. Jetzt aber wäre es richtig, die Bühne wieder zu räumen, damit die aus vielen Städten und auch aus dem Ausland gekommenen Berichterstatter die Aufführung sehen könnten. Bubis antwortete mir, er und die anderen, die hier demonstrierten (vor allem ältere Menschen, Überlebende aus Konzentrationslagern), seien an einen Beschluß des Gemeinderats gebunden. Meine Intervention war also vergeblich und aussichtslos.

Fassbinders Stück ist literarisch wertlos – ein schludriges, ein widerwärtiges Machwerk. Gleichwohl halte ich dieses Stück für ein charakteristisches Zeitdokument. Wie ungeschickt und brutal auch immer, signalisiert es ein bun-

desdeutsches Problem: das Verhältnis zu den Juden. Damals hat man das Wort geprägt: »Das Ende der Schonzeit«. Womit gesagt sein sollte, es sei nun an der Zeit, über die Juden und ihre Rolle in diesem Land offen und aufrichtig zu reden – eben schonungslos.

Nur auf den ersten Blick haben Fassbinder und seine Anhänger mit dem Historikerstreit wenig oder nichts gemein. Aber in diesem Streit wurde gegen dasselbe bundesdeutsche Tabu protestiert: Auch der Vortrag des inzwischen emeritierten Berliner Historikers Ernst Nolte, mit dem die Debatte eröffnet wurde, betraf das Verhältnis zu den Juden und stand unter dem (wenn auch nicht ausdrücklich zitierten) Motto »Das Ende der Schonzeit«. So hat der Historikerstreit die Fassbinder-Diskussion fortgesetzt – natürlich mit ganz anderen Mitteln und auf einer ganz anderen Ebene.

Noltes Vortrag wurde in der »Frankfurter Allgemeinen« vom 6. Juni 1986 veröffentlicht – unter dem Titel »Vergangenheit, die nicht vergehen will. Eine Rede, die geschrieben, aber nicht gehalten werden konnte«. Einem redaktionellen Vorspann zufolge haben wir es mit einem Text zu tun, der bei den Frankfurter Römerberggesprächen vorgetragen werden sollte, doch sei die Einladung an den Referenten nicht aufrechterhalten worden – »aus unbekanntem Gründen«. Was dieser Titel und dieser Vorspann behaupteten, trifft nicht zu: Nolte wurde keineswegs gehindert, seine Rede zu halten, niemand hat ihn ausgeladen. Schon die Formulierung »aus unbekanntem Gründen« verrät, daß hier die Unwahrheit gesagt wird. Denn ein Anruf der Redaktion beim Frankfurter Magistrat,

dem Veranstalter der Römerberggespräche, hätte genügt, um den im Briefwechsel mit Nolte dokumentierten Sachverhalt zu klären.

Der höchst umständlich formulierte und teilweise in einem pseudowissenschaftlichen Jargon geschriebene Artikel Noltes enthält zwei schlichte Gedanken. Erstens: Der deutsche Mord an den Juden sei keineswegs einzigartig, vielmehr vergleichbar mit anderen Massenmorden in unserem Jahrhundert. Zweitens: Der Holocaust sei die Folge, wenn nicht die Kopie der bolschewistischen Schreckensherrschaft, eine Art deutsche Schutzmaßnahme und somit eine, wie Nolte andeutet, doch verständliche Reaktion. So war er bemüht, den Nationalsozialismus zu verteidigen, die deutschen Verbrechen zu bagatellisieren und sie womöglich anderen, zumal den Sowjets, in die Schuhe zu schieben. Die antisemitischen Akzente in diesem Artikel waren zwar mehr oder weniger getarnt, konnten jedoch schwerlich übersehen werden. Fest ist offenbar nicht auf die Idee gekommen oder hielt es nicht für opportun, was nach unserer langjährigen engen Zusammenarbeit die Fairneß geboten hätte – mir Noltes Artikel vor dessen Veröffentlichung zu zeigen.

Manche Redakteure der »Frankfurter Allgemeinen« zeigten sich irritiert, manche entsetzt. Derartiges hatte man in dieser Zeitung noch nie gelesen. Es wurde vermutet, Fest habe den provozierenden Artikel nur drucken lassen, um eine in seiner Schublade befindliche, eine überzeugende und effektvolle Erwiderung bringen zu können. Die Sache war schon deshalb wichtig, weil Noltes Thesen auf erstaunliche Weise den Parolen der Rechtsradikalen

entsprachen, von den (oft antisemitischen) Schlagworten der Stammtische ganz zu schweigen. Aber es kam anders: Es kam nichts. Im Gegenteil: Die der »Frankfurter Allgemeinen« zugeschickten, gegen den skandalösen Artikel gerichteten Beiträge wurden von Fest allesamt ohne Begründung abgelehnt. Einige Kollegen meinten, ich, gerade ich solle unbedingt auf Noltes wirre und verantwortungslose Darlegungen antworten. Das wollte ich nur tun, wenn mich Fest hierzu aufforderte. Doch davon war keine Rede.

Eine Polemik gegen Nolte und wenige andere Historiker, die ebenfalls eine ähnliche Revision der Geschichtsschreibung wünschten, konnte man erst nach fünf Wochen lesen: Jürgen Habermas hatte sie verfaßt, doch erschien sie nicht etwa in der »Frankfurter Allgemeinen«, sondern in der »Zeit«. Die »Frankfurter Allgemeine« wartete nur mit einigen Leserbriefen auf. Die längst fällige und immer wieder bei Fest angemahnte Antwort auf Noltes Thesen gab es schließlich auch in der »Frankfurter Allgemeinen«, aber erst nach zwölf Wochen; Fest schrieb sie selber. Er hat, wir trauten unseren Augen nicht, Nolte mit Nachdruck verteidigt, er hat sich mit dessen Argumenten – mit beinahe allen – solidarisiert, er hat die wenigen Einwände, auf die er doch nicht verzichten wollte, nur zögernd und offenbar mit großer Überwindung vorgebracht. Von diesem Augenblick an stand in der deutschen und auch in der ausländischen Presse der Name Fest immer häufiger neben dem Namen Nolte. »Es tut mir lang schon weh, / Daß ich dich in der Gesellschaft seh!« – sagt Goethes Gretchen.

Die Absurdität der Gedanken Noltes und die Fatalität des Plädoyers von Fest zeigte Eberhard Jäckel in der »Zeit«. Man konnte aufatmen. Es folgten viele weitere Artikel – vor allem in der »Zeit«, aber auch in anderen Blättern: im »Spiegel« und im »Merkur«, in der »Frankfurter Rundschau« und in der »Neuen Zürcher Zeitung«. Der »Zeit« war ein journalistischer und moralischer Triumph in den Schoß gefallen. Es entstand eine beispiellose Situation: Die von der »Frankfurter Allgemeinen« ausgelöste Debatte fand überall statt, nur nicht in der »Frankfurter Allgemeinen« selber. Dem Ansehen des Feuilletons dieser Zeitung, das gern (und oft nicht zu Unrecht) auf seine Toleranz und seine Liberalität verwies, war ein ernster Schaden zugefügt worden – unzweifelhaft von Joachim Fest. Nicht wenige meinten, die »Frankfurter Allgemeine« sei kompromittiert und Fest auf dem Tiefpunkt seiner Karriere angelangt.

Der weitere Verlauf des Historikerstreits gehört nicht hierher. Aber zu Ehren der Mehrheit der deutschen Zeitgeschichtler sei es gesagt: Die von Nolte und seinen Gesinnungsgenossen angestrebte Revision des Geschichtsbildes ist nicht erfolgt. Nolte hat seine Ansichten nie geändert, vielmehr trat er zur Zufriedenheit der Rechtsradikalen nach wie vor an die Öffentlichkeit mit haarsträubenden und immer schärferen Formulierungen. So verkündete er, Hitler sei berechtigt gewesen, alle deutschen Juden zu internieren und zu deportieren. Er scheute sich nicht, Juden mit Ungeziefer zu vergleichen: Die von ihm selber gestellte Frage, ob die Nationalsozialisten Juden je grausam behandelt hätten, verneinte Nolte, denn sie seien »ohne grausame Absicht« umgebracht worden, »wie man Ungeziefer, dem

man ja auch nicht Schmerzen bereiten will, weghaben möchte«.

Noch im Dezember 1998 rühmte Nolte die Waffen-SS als »Höhepunkt des Kriegertums schlechthin« und erwartete, daß man deren Geschichte »mit Herzblut« beschreibe, und zwar »obwohl, ja weil man weiß, daß die großen Waffentaten innerlich und bis zu einem gewissen Grad sogar äußerlich mit dem Extrem eines unritterlichen Verhaltens verknüpft waren, nämlich der Tötung von Wehrlosen, zumal von ›Minderwertigen‹ und Juden«. Die Vergasung von Juden war also, Nolte zufolge, ein unritterliches Verhalten.

Sind jene im Unrecht, die an der Zurechnungsfähigkeit dieses Gelehrten zweifeln? 1994, als Fest nicht mehr Herausgeber der »Frankfurter Allgemeinen« war, wandte sich die Zeitung entschieden von Nolte ab: Bei ihm spreche, hieß es, »der gesamte, im Wissen des Gelehrten gespeicherte Wahn des von ihm erforschten Zeitalters«. Ein Wahn ist es, der sich bisweilen in der unmittelbaren Nachbarschaft des Wahnsinns befindet. Aber wenn es auch Tollheit ist, so hat's doch Methode – wie der Oberkämmerer Polonius im Gespräch mit Hamlet »beiseite« sagt.

Es mag verwundern, daß ich einer so trüben, ja, verächtlichen Figur der deutschen Zeitgeschichte wie Ernst Nolte soviel Aufmerksamkeit widme. Doch nicht um ihn geht es hier, es geht um Joachim Fest, es geht um mich. In den Jahren unserer in vieler Hinsicht so erfreulichen und fruchtbaren Zusammenarbeit haben wir unzählige Gespräche geführt – auch und gerade über das »Dritte Reich«

und alles, was mit ihm zusammenhängt. Wenn ich mich recht erinnere, hat Fest nie versucht, die nationalsozialistischen Verbrechen direkt zu rechtfertigen; und er hat es unterlassen, sie etwa zu verkleinern. Aber relativiert hat er sie sehr wohl und sehr oft. Er liebte es, unentwegt auf jene Massenmorde zu verweisen, die sich andere Diktaturen zuschulden kommen ließen. Der Satz »Stalin hat nicht weniger gemordet als Hitler« wurde zum Refrain vieler seiner Äußerungen.

Hat Fest also deutsche Schuld mit den Verbrechen anderer verrechnen wollen? In der Theorie und im Prinzip war er natürlich dagegen. Doch nicht nur in seinen mündlichen Darlegungen fielen solche Vergleiche oft auf, sondern auch in dem Aufsatz, mit dem er Nolte verteidigt hat. Nichts charakterisiert seine Haltung deutlicher als die Tatsache, daß er diesen Artikel über deutsche Massenverbrechen mit einem Foto illustrieren ließ, das eine gigantische Schädelstätte zeigt. Die Bildunterschrift lautet: »Genozid vor aller Augen, und doch nicht im Bewußtsein der Welt: Kambodscha heute.«

In unseren häufigen, beinahe täglichen Gesprächen habe ich immer wieder gegen derartige Ansichten Fests nachdrücklich protestiert, aber offenbar nicht nachdrücklich genug. Jedenfalls habe ich nichts erreicht: Auch die ärgsten und ruchlosesten Behauptungen Noltes konnten ihn nicht veranlassen, sich von ihm zu distanzieren. Schließlich erklärte Nolte – es war 1987 –, die »Endlösung der Judenfrage« sei nicht etwa ein Werk von Deutschen, vielmehr »ein Gemeinschaftswerk der europäischen Faschismen und Antisemitismen«. Er erklärte dies, obwohl doch weder der



italienische noch der französische Faschismus Juden verfolgt hatte. War Noltes These auf Unwissenheit zurückzuführen oder haben wir es mit bewußter Verbreitung von Unwahrheit zu tun?

Auch hierzu hat Fest geschwiegen. Ich konnte das nicht mehr ertragen, ich war entschlossen, es nicht hinzunehmen. Ich ging zu ihm und fragte, ob er Noltes Erklärung für akzeptabel halte. Nein, antwortete er nach einiger Überlegung, da ginge Nolte doch etwas zu weit. Ob er gegen diese offensichtliche Unwahrheit, die einer Geschichtsfälschung gleichkomme, protestieren werde? Ja, antwortete Fest, doch nicht jetzt, da es mißverstanden werden könnte, sondern erst in einem halben Jahr. Dies werde er, so versprach mir Fest, mit Sicherheit tun. Als das halbe Jahr verstrichen war, teilte er mir mit, er werde auf keinen Fall von Noltes Anschauungen abrücken. Die Begründung, die ich hören wollte, wurde mir verweigert. Wir, Fest und ich, haben dann jahrelang nicht mehr miteinander gesprochen. Den politischen und moralischen Konsens, der zwischen uns hinsichtlich des »Dritten Reichs« und der Folgen bestand, der meiner Arbeit in der »Frankfurter Allgemeinen« zugrunde lag, ja, sogar meiner ganzen Existenz in der Bundesrepublik – diesen Konsens hat Fest ohne Not, ja, mutwillig, zerstört.

Eine Freundschaft, die mir viel, sehr viel bedeutet hat, war beendet. Daß Fest zugleich seinen Ruf, den er weitgehend dem glanzvollen Buch über Hitler verdankt, in hohem Maße beschädigt hat, war für mich kein Trost. Ich habe mich oft gefragt, worauf seine düstere Rolle im Historikerstreit zurückzuführen sei. Sollte er tatsächlich geglaubt

haben, den Deutschen werde im Zusammenhang mit den nationalsozialistischen Verbrechen ein Unrecht angetan? Wäre also die Ursache in seinem Patriotismus zu finden, in einem Nationalstolz, der seinen Blick benebelt hat? Der Patriotismus ist noch nichts Negatives – und doch macht er mich oft mißtrauisch. Denn nur ein Schritt trennt ihn vom Nationalismus, und es ist wiederum bloß ein Schritt, der zwischen dem Nationalismus und dem Chauvinismus liegt.

Mir gefällt Nietzsches Diktum, man solle Völker weder lieben noch hassen.

Oder waren Fests Verhalten und seine Taktik etwa die Folge einer einzigen, einer leichtfertigen Entscheidung, die er möglicherweise getroffen hat, ohne das Manuskript von Nolte aufmerksam geprüft zu haben, und die er auf keinen Fall widerrufen oder revidieren wollte – obwohl hierzu Zeit genug gewesen wäre? Konnte er glauben, ich würde, was er in dieser Sache tat, akzeptieren? Konnte er annehmen, ich würde mich damit abfinden, daß in der Zeitung, in der ich arbeite, geleugnet wird, der Holocaust sei ein Werk der Deutschen? Nein, dies scheint mir ausgeschlossen. Aber es war ihm offenbar unwichtig.

Woran mag es liegen, daß manche Schriftsteller, Journalisten oder Historiker die Fehler, die ihnen unterlaufen sind, vielleicht insgeheim einsehen, sich aber nicht überwinden können, sie öffentlich zuzugeben? Vermutlich hat diese Unfähigkeit mit einer Schwäche zu tun, deren sie sich schämen, mit einem Mangel an Souveränität und Selbstsicherheit, den sie unbedingt tarnen möchten, mit einer Eitelkeit, die ihre Selbstkontrolle schmälert.

Sollte das auch auf Fest zutreffen? Ich wäre unehrlich, wollte ich diese Frage unterdrücken. Aber da gibt es noch eine Frage, die mich quält: Ist es denkbar, daß Joachim Fest sich überhaupt nicht dessen bewußt war, was er mir angetan hat, ist es möglich, daß er es immer noch nicht weiß? Der Mensch, dem ich zum größten Dank verpflichtet bin, hat mir auch den tiefsten Schmerz zugefügt. Ich kann es nicht verdrängen, ich kann es nicht vergessen – weder das eine noch das andere.

Sicher ist, daß der Historikerstreit, auch wenn die Diskussion für die Wissenschaft so gut wie nichts erbracht hat, doch, zumindest teilweise, vom Zeitgeist zeugte. Er entsprach dem Bedürfnis beileibe nicht nur der Rechtsradikalen, das Verhältnis zum Nationalsozialismus zu revidieren. Wie stark dieses Bedürfnis war, zeigte sich im Herbst 1998, als Martin Walser in der Frankfurter Paulskirche eine Rede hielt, die sich nach dem Stück von Fassbinder und nach dem Historikerstreit als dritte Provokation im Sinne des Mottos »Das Ende der Schonzeit« erwies.

Walser beschäftigt sich mit dem Jahrhundertverbrechen, dem deutschen (wobei er freilich das Wort »Verbrechen« sorgfältig vermeidet), und mit deutscher Schuld (wobei er auch diese Vokabel umgeht). Ihn irritiert die Frage, was gestern geschehen ist und wie wir uns heute dazu verhalten dürfen oder sollen oder müssen.

Hat Walser in dieser monatelang heftig diskutierten Rede das Wegschauen von der deutschen Vergangenheit empfohlen, wollte er das Kapitel Auschwitz beenden und den berüchtigten Schlußstrich ziehen? Er hat es bestritten. Daß aber viele Zeitgenossen seine Rede, in der es von

vagen Formulierungen und böartigen Anspielungen wimmelt und von Beschuldigungen, denen die Adressaten fehlen, so und nicht anders verstanden haben – konnte das wirklich Walser überraschen? Sicher ist: Er hat nichts getan, um den voraussehbaren Mißverständnissen, wenn es denn welche waren, vorzubeugen. Im Gegenteil: Sein trotziges Bekenntnis zum Wegschauen von nationalsozialistischen Verbrechen war, ob er es wollte oder nicht, ein Aufruf zur Nachahmung seines Verhaltens.

Er hat die gefährlichsten deutschen Ressentiments formuliert, er hat wiedergegeben, was an den Stammtischen zu hören ist – und er hat neue Argumente und neue Formulierungen geliefert: für diese Stammtische, für die extreme Rechte und für alle, die aus den unterschiedlichsten Gründen die Juden nicht mögen. Walsers Schlußstrich ähnelt auf fatale Weise einem Trennungsstrich zwischen den Deutschen, die, das behauptet er, seine Rede als »Befreiungsschlag« empfunden hätten, und jenen Bürgern dieses Landes, die sein wichtigster Gesprächspartner, Ignatz Bubis, der Präsident des Zentralrats der Juden in Deutschland, repräsentiert.

Ich will nicht verheimlichen, daß mich Walsers Rede tief getroffen und verletzt hat – nicht zuletzt deshalb, weil sie von einem Schriftsteller verfaßt wurde, dessen Werk ich seit 1957 kommentierend begleite. Aber es hat auch seine gute Seite, daß sie geschrieben und gehalten wurde. Denn wie das Stück von Faßbinder und der Historikerstreit hat uns auch diese Rede an das moralische und das politische Klima in der Bundesrepublik erinnert.

Bezeichnend für dieses Klima sind auch die Äußerungen Walsers über das Mahnmal für die ermordeten Juden Europas, das in Berlin erbaut wird. Er war und ist gegen dieses Denkmal. Ich war und bin nicht dagegen, und ich bin nicht dafür. Ich benötige es nicht, mein Vater, meine Mutter, mein Bruder und meine vielen ebenfalls ermordeten Verwandten brauchen es erst recht nicht. Ich habe mich in dieser Sache mit keinem einzigen Wort geäußert.

Wenn das Mahnmal errichtet sein wird, werde ich es mir ansehen. Ob ich dabei viel empfinden werde, weiß ich nicht, gewiß nicht soviel wie im Dezember 1970, als ich das Bild sah, das durch die Weltpresse ging – das Bild des vor dem Denkmal des Warschauer Gettos knienden Willy Brandt. Damals wußte ich, daß ich ihm bis zum Ende meines Lebens dankbar sein werde.

Zum ersten Mal nach dem Warschauer Kniefall traf ich Willy Brandt Ende Januar 1990 in Nürnberg: Er war, schon von schwerer Krankheit gezeichnet, gekommen, um den neunzigjährigen Hermann Kesten, den Schriftsteller, den Juden und Emigranten, zu ehren. Ich habe versucht, Willy Brandt mit einigen unbeholfenen Worten zu danken. Er fragte mich, wo ich überlebt hätte. Ich erzählte ihm so knapp wie möglich, daß wir, Tosia und ich, im September 1942 von deutschen Soldaten zusammen mit Tausenden anderer Juden auf ebenjenen Warschauer Platz geführt worden waren, auf dem heute das Getto-Denkmal steht. Dort hätte ich zum letzten Mal meinen Vater und meine Mutter gesehen, bevor sie zu den Zügen nach Treblinka getrieben wurden.

Als ich mit meinem kurzen Bericht fertig war, hatte jemand Tränen in den Augen. Willy Brandt oder ich? Ich weiß es nicht mehr. Aber ich weiß sehr wohl, was ich mir dachte, als ich 1970 das Foto des knienden deutschen Bundeskanzlers sah: Da dachte ich mir, daß meine Entscheidung, 1958 nach Deutschland zurückzukehren und mich in der Bundesrepublik niederzulassen, doch nicht falsch, doch richtig war. Fassbinders Stück, der Historikerstreit und die Walser-Rede, allesamt wichtige Symptome des Zeitgeists, haben daran nichts geändert.